



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis : zwei Besuche am Hofe  
des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis

Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha

1



In der periodischen Presse ist wiederholt davon die Rede gewesen, daß der im Jahre 1887 verstorbene ausgezeichnete Militärschriftsteller und Historiker Theodor von Bernhardi ausführliche Tagebücher über die letzten vier Jahrzehnte seines vielbewegten Lebens hinterlassen hat, deren Veröffentlichung von der Hirzelschen Buchhandlung in Leipzig vorbereitet wird.

Wir sind in der Lage, zwei Abschnitte davon zum Abdruck zu bringen, die als Beiträge zur Geschichte eines der denkwürdigsten Abschnitte deutscher und europäischer Entwicklung auf besonders Interesse Anspruch erheben dürfen und eine nicht ganz unbedeutende Zahl bisher unbekannt gebliebener Thatsachen ans Licht ziehen.

Zum Verständniß der Umstände, die den zu Anfang der fünfziger Jahre aus Rußland nach Preußen zurückgekehrten und alsbald durch seine „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russischen Generals Grafen Toll“ rühmlich bekannt gewordenen Verfasser an den zum Mittelpunkte zahlreicher deutscher Patrioten gewordenen Gothaer Hof führten, sei in Kürze das Folgende bemerkt.

Ohne an dem politischen Leben unmittelbar Anteil genommen zu haben, war Bernhardi, der als Privatmann auf seinem Gute Kunnersdorf in Schlesien lebte, als Anhänger gemäßigt liberaler Anschauungen mit zweien der bekanntesten und angesehensten Führer der damaligen altliberalen Partei, den Abgeordneten von Sauter-Julienfelde und von Vincke-Olbendorf in nähere Beziehung getreten. Carl Friedrich Ludwig von Vincke (seit 1850 Obristleutnant a. D.) hatte als Jugendgefährte und Vertrauensmann des damaligen Prinzen von Preußen (unseres unvergesslichen Kaisers Wilhelm) Gelegenheit gehabt, drei nicht für den Druck bestimmte handschriftliche Abhandlungen Bernhardis (über das russische Heer im Frühjahr 1854, über die Lage Rußlands beim Ausbruch des orientalischen Krieges und über die Regierung des Kaisers Nikolaus (des im Krimkriege verstorbenen, in den damaligen Militär- und Adelskreisen des deutschen Nordens schwärmerisch verehrten Monarchen) kennen zu lernen und ihrem Inhalt so lebhaftes Interesse abgewonnen, daß er zunächst die Zeitschrift über den Kaiser Nikolaus dem damaligen „Prinzen von Preußen“ und dessen Gemahlin mittheilte und dann die persönliche Bekanntschaft des Verfassers suchte.\*) Gleich hier sei bemerkt, daß der genaue und ebenso unbedeutende

\*) Von diesen Arbeiten ist bisher nur eine, die Abhandlung über das russische Heer im Frühjahr 1854, in Bernhardis „Vermischten Schriften“ veröffentlicht worden (Berlin, G. Reimer, 1879).

fangne wie scharfsichtige Beobachter die russischen Zustände unter Gesichtspunkten beurteilt hatte, die der Mehrzahl gebildeter Deutschen der damaligen Zeit durchaus neu waren, zu den überkommenen Anschauungen in ausgesprochenem Gegensatz standen und darum tiefgehenden Eindruck machten. Unser späterer Kaiser und dessen Gemahlin hatten sich den Verfasser vorstellen lassen und mit ihm wiederholte und eingehende Unterredungen über die damals im Mittelpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit stehenden Reformen Alexanders II. geführt.

Durch die Vermittlung Vinckes war Bernhardt mit mehreren Häuptern der damaligen liberal-konstitutionellen Partei in Berührung gekommen und in die Pläne gezogen worden, mit denen sich diese während des letzten Regierungsjahres König Friedrich Wilhelms IV. trugen. Wesentlich auf dem Standpunkte des sogenannten altliberalen Programms stehend, teilte Bernhardt die Anschauungen seiner neuen Freunde doch nur bedingungsweise. Neben ausgesprochenen Abneigung gegen alles, was nach doktrinärem Wesen schmeckte, betonte er mit einem damals ungewohnten Nachdruck die Notwendigkeit einer in großem Stile gehaltenen und nach gesamt-europäischen Gesichtspunkten bestimmten preußischen auswärtigen Politik. Die nationale Zusammenfassung Deutschlands unter preußischer Führung wurde von ihm nicht nur als patriotische Pflicht, sondern ebenso als Forderung der Selbsterhaltung behandelt und schon aus diesem Grunde auf die Erhöhung der preußischen und deutschen Wehrtkraft großes Gewicht gelegt. Wohlbekannt mit den radikalen Abneigungen gegen ein festgegründetes Militärsystem, sah Bernhardt bereits damals in der Demokratie ein Hindernis der nationalen Sache, die jedes Faktiren der gemäßigten Liberalen mit den sogenannten fortgeschrittenen Elementen verbieten sollte.

Durch seinen Freund von Saucken-Julienfelde dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha genannt, war Bernhardt von diesem zu einem Besuch in Reinhardsbrunn eingeladen worden. Der Verlauf dieses Besuchs wird auf den nachstehenden Blättern mit einer Ausführlichkeit geschildert, die durchblicken läßt, daß die empfangnen Eindrücke frisch und unmittelbar zu Papier gebracht worden sind.

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß der hier geschilderte Zeitpunkt drei Monate vor der definitiven Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen und ein Jahr vor Beginn des italienisch-österreichischen Krieges lag. Napoleon III. — der zweiundeinhalb Jahre zuvor den Krimkrieg beendet hatte — stand auf dem Höhepunkte seiner Macht und galt für den mächtigsten Fürsten Europas, während der über Deutschland gebreitete Bann der sogenannten Reaktionszeit langsam und allmählich zu weichen und einer hoffnungreicheren Auffassung der Dinge Platz zu machen begann.

Gotha, 7. August 1858. Vor allen Dingen lag mir daran, den Sachsen-Koburg-Gothaischen Hofrat Gustav Freytag kennen zu lernen. Jahre hinaus nach Siebeleben, wo er ein hübsches Landhaus besitzt und wohnt (Winter in Leipzig).

Gustav Freytag ist groß von Wuchs; blondes Haar, blonder Stutzbart; markirte Züge, etwas stumpfe Nase; tiefliegende, kleine blaue Augen, er sieht geistreich aus. Er empfängt mich etwas steif. Ich thue natürlich nicht, als ob ich das bemerkte, spreche ruhig und bringe sobald als möglich an, daß ich auf eine durch Saucken überbrachte Einladung des Herzogs hergekommen bin. Daran erkennt G. Freytag einen Gesinnungsgenossen, und zwar einen eingeweihten, und ändert Ton und Haltung bedeutend, geht nun erst wirklich

auf das Gespräch ein, das lebhaft und interessant wird. Wir sprechen zunächst über Schlesien (wo er her ist) und dortige Zustände; er fragt nach den Wahlen, die von großer Bedeutung seien, nach dem jetzt herrschenden Ton und dem Verhalten des Adels. Die sittliche Verkommenheit mancher der reichen und vornehmen, der fürstlichen und quasi fürstlichen Häuser ist ihm zur Genüge bekannt. Er meint aber, zu Zeiten, deren selbst er sich noch erinnere, sei in Breslau noch eine gewisse Nachwirkung der schlesischen Schule und ihrer Blüte fühlbar gewesen, der Zeit, wo Schlesien der Hauptsitz der deutschen Litteratur war. Davon ist nichts mehr übrig. Der Adel ist vielmehr, um seine Standesinteressen besorgt, die er vor allen Dingen retten möchte, jeder geistigen Regsamkeit und somit aller wahren Bildung eigentlich abhold und hält sich fern von jeder Berührung z. B. mit der Universität.

Das Gespräch kommt von hier aus bald auf das, was in unsern Tagen jedem ernstern Mann vor allem am Herzen liegen muß: auf Politik, und da kann sich G. Freytag sehr frei aussprechen, da sein Herzog als guter deutscher Patriot nach der Einheit Deutschlands strebt und bereit ist, seine eigne Stellung dafür aufzuopfern. „Hier können Sie das alle Tage hören! — sagt G. Freytag —, alle Anordnungen werden eingeständnerweise als provisorische getroffen, und es wird dabei immer Rücksicht darauf genommen, wie es dann bei einer gänzlich veränderten allgemeinen Lage weiter werden soll. Es wird dabei immer gesagt: So lange wir noch unabhängig sind, machen wir es so und so; später muß es dann so und so anders werden.“

Davon ausgehend, daß die Einheit Deutschlands durch Preußen herbeigeführt werden muß, daß Preußen die Bestimmung hat, die kleinen deutschen Staaten dereinst „aufzusaugen,“ tadelt G. Freytag vielfach die Politik, die Preußen seit Jahren befolgt. Sagt manches treffende über den Prinzen von Preußen.

Besonders aber meint er, es sei so leicht, die Einwohner der kleinen Staaten an sich heranzuziehen — für Preußen nämlich —, indem man ihnen Hilfe und Beistand leiste überall, wo die Kräfte des eignen kleinen Staats nicht ausreichten, und sie so mehr und mehr daran zu gewöhnen, daß sie in Preußen den eigentlichen Mittelpunkt ihres politischen (staatlichen) Lebens sähen und von dorthier die Leitung in allen größern Angelegenheiten erwarteten. Leider geschehe aber vielfach gerade das Gegenteil. Die Bevölkerung der kleinen Staaten werde oft unsanft zurückgestoßen, wo sie auf Preußen baue, und ver-spottet ob der Kleinstaaterei. Man spreche es vonseiten unsrer Regierung sogar mitunter ausdrücklich aus, daß Preußen an den kleinen Staaten nichts gelegen sein könne (daran ist leider sehr viel wahres).

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Truppenkontingente an den großen Übungen der preußischen Armee teilnähmen; einesteils würden die kleinen Truppenkontingente dadurch kriegstüchtiger, andrerseits würde Preußens Ein-

fluß wachsen, wenn sich diese Kontingente als Teile der preußischen Armee betrachten lernten. Man könnte dann weiter gehen, den brauchbaren Offizieren der kleinen Fürsten Ausichten auf eine weitere Laufbahn in der preußischen Armee eröffnen u. s. w. Das alles scheitert an den Kosten. Die Landstände der kleinen Staaten wollen das Geld nicht hergeben zu den außerordentlichen Ausgaben, die durch Teilnahme an den preußischen Manövern entstehen. Sie wenden ein (was auch in gewissem Sinne ganz richtig ist): Die Militärmacht der ganz kleinen Staaten habe doch ein für allemal keine Bedeutung; es sei nicht der Mühe wert, mehr als das unumgänglich notwendige darauf zu verwenden. Was wäre es nun großes, wenn Preußen einfach die Verpflegung der kleinen Kontingente übernehme? Die Ausgabe von zehn- bis zwölftausend Thalern wäre für Preußen nicht bedeutend und würde sich mehr als bezahlt machen.

Weiter führt G. Freytag als einzelnes an: Warum untersagt man in Preußen die Zirkulation der Noten der Gothaer Bank? Diese Bank, die höchst solide begründet ist und unter der Leitung von Mathy in der solidesten Weise operirt, sieht sich dadurch in ihren Unternehmungen auf das betrübendste gelähmt.

Ich lasse natürlich das allgemeine gelten; die kleinen Kontingente haben, führe ich an, indessen doch sehr gewonnen, seitdem sie unter Kommando tüchtiger preußischer Stabsoffiziere gestellt sind. Was die Bank betrifft, so war es doch eine Notwendigkeit, mancherlei schlechte, unfundirte Papiere, mit denen Preußen überschwemmt wurde, namentlich die hessischen Kassenscheine auszuschließen. Und bei Namen konnte man sie doch nicht wohl nennen, zum Gegenstand einer Ausnahmemaßregel konnte man sie nicht machen; so war das allgemeine Verbot fremden Papiergeldes unvermeidlich.

Nun gut! wendet G. Freytag ein, so mochte man sie denn im allgemeinen und ganzen verbieten; dann aber die Papiere einzelner solider Anstalten, namentlich der Gothaer Bank, vermöge besondern Kontrakts auf ausdrücklich stipulirte Bedingungen als Ausnahme wieder zulassen.

Ich erfahre, daß Usedom den Herzog schon im Anfang des Sommers zu Koburg besucht hat und dann mit dem Prinzen von Preußen in Baden und Ostende gewesen ist.

Indem wir über Politik und die allgemeine Weltlage sprechen, sagt G. Freytag in plötzlicher Erinnerung: „Halt! Haben Sie nicht einmal einen Aufsatz über den Kaiser Nikolaus und seine Regierung geschrieben, der dem Prinzen von Preußen mitgeteilt worden ist, und der ihn so ergriffen hat, daß er verlangt hat, er solle nicht gedruckt werden?“

„Allerdings habe ich einen solchen Aufsatz geschrieben und dem Prinzen mitgeteilt; der Aufsatz war von Hause aus nicht für den Druck, sondern eben nur für den Prinzen bestimmt; übrigens hat der Prinz keineswegs den Druck

der Schrift untersagt; er hat nur gegen mich den persönlichen Wunsch ausgesprochen, daß er nicht gedruckt werde. Ich habe ihm darauf geantwortet, der Aufsatz sei nicht für den Druck bestimmt gewesen; nach meinen Ansichten von dem, was sich ziemt und was nicht, hätte ich ihn wohl bei Lebzeiten des Kaisers Nikolaus der Öffentlichkeit übergeben können, nicht aber unmittelbar nach seinem Tode. Aber woher wissen Sie von der Sache? ich hatte Grund zu glauben, daß sie niemandem weiter bekannt sei."

Lächelnd erwidert G. Freytag: von wem er das alles erfahren habe, das könne er mir nicht sagen; nur um einer nahe liegenden Vermutung zu begegnen, fügt er hinzu: "Der Herzog ist es nicht!"

Rückfahrt nach Gotha — Souper im Deutschen Hause. Der Wirt hatte mir gesagt, der Herzog werde morgen aus Reinhardtsbrunn zur Stadt kommen, erstens zur Kirche, um einen neuangestellten Prediger zu hören, und dann um die Großherzogin Marie Pawlowna von Weimar zu sehen, die Gotha auf der Durchreise nach Eisenach berührt. G. Freytag wollte das alles nicht recht glauben. Auf seinen Rat neue Erkundigungen eingezogen, zum Kastellan geschickt, der soll mich benachrichtigen.

8. August. Schönes Wetter. G. Freytag kommt früh zu mir und bleibt ein paar Stunden. Der Herzog kommt wirklich heute (am Sonntag) zur Stadt, um in die Kirche zu gehen und sich Vortrag in Geschäften halten zu lassen, nicht aber um die russisch-weimariische Großherzogin zu sehen; diese und der Herzog gehen vielmehr einander aus dem Wege, da sie natürlich unterschieden für Rußland Partei nimmt, des Herzogs Verbindungen und Sympathien dagegen in England liegen.

Vielerlei von Politik und Geschichte gesprochen. Freytag begleitet das, was ich sage, mehrfach mit einem halblaut ausgesprochenen: "Sehr wahr! Sehr richtig!" Besonders ist ihm merkwürdig, was ich über Friedrich den Großen und Napoleon sagte: daß ich nämlich Friedrich unbedingt für den größern Feldherrn hielte aus Gründen, die ich ihm auseinander setzte, und die ihm sehr überzeugend schienen.

Später, um zwölf Uhr, dem Herzog meine Aufwartung gemacht; nicht in dem alten großen Schloß — das bewohnt er nie —, sondern im „Palais," einem hübschen, nicht sehr großen, landhausartigen Gebäude am Eingang der Stadt vom Bahnhof her. Nach kurzem Warten in einem unteren Saal wurde ich die Treppe hinauf zu ihm in eine Art von Kabinetts geführt.

Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha ist ein wirklich schöner Mann, der ungewöhnlich geistreich aussieht; vierzig Jahre alt, aber jünger als seine Jahre; man sollte glauben, er stehe kaum in der Mitte der Dreißiger. Er nimmt mich sehr freundlich auf, erwähnt Usedom unter denen, die ihm von mir gesprochen haben, und bestätigt, daß ihn Usedom zu Anfang des Sommers in Koburg besucht hat und dann dem Prinzen von Preußen nach Baden gefolgt ist.

Er fragt, wie es in Beziehung auf die Wahlen in Schlesien und in ganz Preußen stehe, und bemerkt dazu, die diesmaligen Wahlen hätten eine sehr große europäische Wichtigkeit; von dem Erfolg dieser Wahlen werde es abhängen, inwiefern man in England glauben werde, sich auf Preußen verlassen zu können, und wie weit sich England überhaupt mit Preußen einlassen werde.

Er entläßt mich mit den Worten, er müsse jetzt Vorträge annehmen und einer Sitzung präsidiren, hoffe aber demnächst ausführlicher mit mir zu sprechen: „Zwischen fünf und sechs Uhr erwarte ich Sie in Reinhardtsbrunn!“

Spaziergang zum Schloß Friedenstein. Man begreift, daß der Herzog da oben nicht wohnt. Das große Gebäude sieht sehr unwohnlich aus. Es ist alt, hat sehr viele Fenster; die Fensterreihen liegen aber so nahe unter einander, daß man schon von außen sieht, wie niedrig die Zimmer im Innern sein müssen.

Die Stadt liegt hinter dem Schloß auf einer abschüssigen Fläche, die sich, dem Lauf der Teina folgend, zu einem kleinen Bach hinablenkt. Unmittelbar hinter dem Schloß ein langer, schmaler, abschüssiger Marktplatz, zu dem vom Schloß her Treppen hinunterführen. Hübsche Parkanlagen um das Schloß her, von denen sich ein schmaler Spaziergang zwischen der Stadt und den Vorstädten herumzieht.

Fahrt im offenen Wagen über Wahlwinkel und Rödichen nach Reinhardtsbrunn. Das Schloß, ehemals Benediktinerabtei, aber aus rotem Sandstein vom Grund aus neu erbaut — und der Gasthof einige hundert Schritt davon, durch Gebüsch versteckt, sodaß man ihn vom Schloß aus nicht sieht — liegen gar schön in dem waldbegrenzten Wiesenthal mit seinen Parkanlagen und Teichen. Heute, am Sonntag, ist das Bild bunt und festlich belebt. Es sind aus nah und fern unzählige Spaziergänger da — vom Gasthof her schallt Musik — in den Anlagen wimmelt es von angepuzten Frauen und Mädchen und ihren Begleitern. Am Thorweg des Schlosses empfängt mich der Kastellan und führt mich auf einen mit Hirschgeweihen gezierten Korridor in das mir bestimmte Zimmer. Es meldet sich ein Diener, der mir zur Bedienung bestimmt ist: ein rabenschwarzer Mohr namens Philipp.

G. Freytag kommt und setzt mich sehr gewissenhaft au fait von allen Persönlichkeiten des hiesigen Hofes und von den Größen, die eben hier verweilen. Nach seiner Anleitung mache ich denn auch noch vor Tisch die nötigen Besuche im Schloß: Rittmeister von Treslow vom siebenten preußischen Kürassierregiment, dessen Chef der Herzog ist, Adjutant des Herzogs; Hofmarschall von Gruben; Mr. Barnard, englischer Chargé d'affaires, ein alter Mann, der den Herzog und seine Brüder schon als Kinder gekannt hat und fast als ein Mitglied der Familie behandelt wird. Bei diesen dreien en papier.

Wirklich sehe ich den Oberstallmeister von Alvensleben; den finde ich auf ein kräftiges „Herein!“ im Schlafrock auf einer Couchette, von der er in

einiger Verlegenheit herunterkugelt, um eine aufrechte Stellung zu gewinnen, mit einem Schreiber und Rechnungen beschäftigt. Herr von Meyern (Alvenslebens Schwiegersohn), vertrauter Privatsekretär des Herzogs; ein schöner Mann von einigen dreißig Jahren, der sehr geistreich aussieht.

Mein schwarzer Diener kündigt mir an: Diner ist um sechs Uhr befohlen im Frack. Weißes Halstuch sei nicht nötig, fügt der schwarze Mann hinzu. Es ist nicht ganz leicht, sich durch alle Gänge und Treppchen des Schlosses zurecht zu finden.

Im Vorspeisesaal lernte ich nun auch die andern Herren persönlich kennen. Treskow ist ein harmloser Mann, der mit den Damen auf dem Fuße gegenseitiger, sehr unschuldiger kleiner Neckereien steht, von der Art, die keinen großen Aufwand von Geist erfordern; sein früh ergrautes Haar ist sorgfältig schön braun gefärbt, mit der gewöhnlichen metallischen Straffheit und kleinen roten Lichtern. Hofmarschall von Gruben, ein regelrechter Kavaliere kleiner, nicht großer Höfe, eher Landjunker als Weltmann. Barnard, ein graues, aber rüstiges kleines Männchen, das seine Rolle als quasi Mitglied der Familie sehr gut spielt, alle Familiarität annimmt und erwidert, ohne je über die Grenze hinaus zu gehen, ohne sich je bei seiner anscheinenden Ungelehrtheit eine wirkliche Freiheit zu nehmen.

Am Besuch ist da zur Jagd: ein Graf von Erbach, weiß nicht von welcher Linie, mit einem Stern geschmückt; ein junger Fürst Leiningen, Better der Königin von England und bisher Offizier in der englischen Garde, ein junger Mann mit hübschen hellblauen Augen, der ungemein gutmütig, aber auch wenigstens ebenso unbedeutend aussieht; endlich ein gewesener Säger, ein Engländer, Mr. Hughan (ausgesprochen Hune), der das Unglück gehabt hat, auf einer Hirschjagd in den schottischen Hochlanden sehr erhitzt mit dem Pferde in einen etwas kühlen Bergstrom zu stürzen; die eine Seite ist ihm seitdem gelähmt. Sehr gentlemanlike, früh verheiratet, früh Witwer; der Herzog kennt ihn gut von London her, wo er sein Haus viel besucht hat.

Unter den Damen steht in gewissem Sinne keine einundzwanzigjährige Tochter, Miß Gianetta, oben an als berühmte und gefeierte Schönheit, und sie ist wirklich blendend schön! Brünett in der eigentümlichen Weise, wie eben nur Engländerinnen sind, mit fein gebogener römischer Nase, geistreichen Augen und Rabenlocken um die schöngewölbte Stirn; ein Korallenschmuck steht ihr reizend. Sie soll auch sehr geistreich sein und beschäftigt sich mit Kunst und Wissenschaft in einer Weise, die eben auch wieder nur bei Engländerinnen vorkommt. So hat sie im Dogenpalast zu Venedig mit ihrem Vater zusammen Berichte der venetianischen Gesandten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert abgeschrieben. Zufällig findet sich für mich keine Gelegenheit, ihr vorgestellt zu werden. Den übrigen Damen stellt mich G. Freytag vor, wie sich eben die Gelegenheit dazu bietet. Frau von Meyern, jeune

encore, eine stattliche, angenehme Blondine, ihrem Vater sehr ähnlich. Hofdame Fräulein von Thümmel; G. Freytags eigne Frau, ci-devant Gräfin Dyherrn. Miß Gianetta hat noch zwei jüngere Schwestern, die aber weniger in Betracht kommen.

Nun erscheint der Herzog und — die Herzogin, von deren Dasein ich seltsamerweise bis dahin keine Ahnung hatte! Der Herzog selbst stellt mich ihr vor. Eine geborne Prinzessin von Baden. Fragt mich über die Zustände in Rußland, die jetzt ein besonderes Interesse für sie hätten, da ihre jüngere Schwester dort ihre neue Heimat findet (als Gemahlin des Großfürsten Michael Nikolajewitsch). Ich halte mich im allgemeinen, kann aber doch eben nichts tröstliches darüber sagen, da ich natürlich dem Herzog ernsthaft darüber sprechen will und mir selbst nicht widersprechen darf.

Der Speisesaal ist hübsch. Ich sitze dem Herzog gegenüber, zwischen Samwer und G. Freytag. Die schöne Miß Gianetta sitzt neben dem Herzog.

Der Herzog ist wirklich das, was sein Äußeres ankündigt: er ist in einem hohen Grade geistreich; er ist sehr viel mehr als das: er ist geistreich, strebsam, verlangt nach einem Wirkungskreise, der der Mühe wert ist, und hat ein Urteil für das, was der Mühe wert ist. Er scheint überhaupt in vielfacher Beziehung ein treffendes und schnelles Urteil zu haben, so weit Intuition reicht, und man kann ihm Energie zutrauen, besonders wo es auf einen augenblicklichen Entschluß ankommt.

Von den Mängeln einer fürstlichen Bildung ist er aber wohl auch nicht ganz frei — darüber belehrt einen schon das erste Zusammensein; auch er hat den fürstlichen Mangel an Stetigkeit, das Bedürfnis und die Gewohnheit, in ewiger Bewegung, ewiger Zerstreuung zu leben. Er treibt zu vielerlei. Wie geistreiche Fürsten sehr häufig, glaubt er, mancherlei Dinge, deren jedes das ganze Leben eines Menschen erfordert, noch nebenher treiben zu können. Seine Stellung als preussischer General ist ihm besonders wichtig. Er beteiligt sich jedesmal bei den Manövern des vierten Armeekorps, zu dem sein preussisches Kürassierregiment gehört. Sein Hauptinteresse im Leben ist aber Eingreifen in die große europäische Politik, wozu ihm sein Verhältnis als Schwager der Königin von England die Möglichkeit gewährt. Dann ist er aber auch ein leidenschaftlicher Jäger und verwendet viel Zeit auf die Jagd, und außerdem ist er ein leidenschaftlicher Musiker und komponirt Opern. So ist denn auch in allem, was er sagt, sehr viel Geist, eine feine Beobachtungsgabe; aber es steckt oft keine eigentliche, folgerichtige Arbeit des Geistes dahinter.

Nach Tisch ins Freie. In der Dämmerung und bis ins Dunkle hinein in dem Blumengarten, einem kleinen eingezäunten, für Fremde nicht zugänglichen Raum mit einem kleinen Springbrunnen. Hier macht uns der Herzog, im Kreise der Herren stehend, gar interessante Mittheilung. Aus dem, was er erzählt, kann ich entnehmen, daß ihm, als deutschem Patrioten, vor allen

Dingen an der Einheit Deutschlands gelegen ist, und daß ihm weniger darauf ankommt, auf welche Weise sie gerade zu stande kommt; geht es damit auf die eine Weise nicht, so soll es eben auf eine andre gehen. Es ergiebt sich, daß er es schon auf mancherlei Weise versucht, aber schließlich immer wieder zu der Überzeugung zurückgekehrt ist, daß sie eben nur durch Preußen zu stande kommen kann.

Nachdem unser König 1849 die Kaiserkrone abgelehnt hatte, hat der Herzog viel in Wien verkehrt und sich bemüht, es dahin zu bringen, daß Österreich sich an die Spitze Deutschlands stelle und entschieden darauf hinarbeite, Deutschland unter dem kaiserlichen Szepter zu vereinigen. Er fand aber damit durchaus gar keinen Anklang. Der Gedanke war den dortigen Regierenden viel zu groß; er ging über den Horizont der Leute weit hinaus und kam ihnen abenteuerlich vor. „Die Aufgabe übersteigt ihren geistigen Mut,“ sie wollen nicht, weder der Kaiser noch die Minister. Sie wollen nur mit sich zu thun haben und scheuen sich davor, ganz in alle Interessen Deutschlands verflochten zu werden.

(Darnach wäre Österreichs deutsche Politik eine wesentlich negative, die sich die Aufgabe stellt, zu verhindern, daß die Einheit Deutschlands unter Preußens Fahne zu stande kommt. Das positive Element ließe so ziemlich darauf hinaus, die Kräfte Deutschlands für die Sonderzwecke Österreichs auszubenten, gelegentlich, anstatt die Kräfte Österreichs der Sache Deutschlands zu weihen.)

Sch: Es ist in dem österreichischen Wesen vieles, was ich nicht begreifen kann; ein unlösbarer innerer Widerspruch: im allgemeinen die laut angekündigte Absicht, „den Staat zu regeneriren,“ vieles, was man revolutionär nennen könnte, und dann wieder vieles, was mit diesen Bestrebungen in dem entschiedensten und seltsamsten Widerspruch steht, wie namentlich und vor allem das Konkordat.

Der Herzog: Das Konkordat rührt weder vom Kaiser, noch von seinen Ministern her; das hat die Erzherzogin Sophie mit ihren Pfaffen zusammen ausgeheckt. Es war schon zwei Jahre vor seiner Annahme vollkommen fertig. Der Herzog kannte es und hatte eine Abschrift davon; er sprach damals mit dem Minister Bach über den unerhörten Inhalt und äußerte, etwas so augenscheinlich verderbliches werde doch nicht zur Ausführung kommen? Bach versicherte: So lange er Minister sei, werde es nicht vom Kaiser unterschrieben werden, nicht zur Ausführung kommen. Am Ende aber gelang es der Erzherzogin Sophie und den Pfaffen doch, den Minister Bach zu gewinnen. Wie? das weiß der Herzog nicht, aber er deutet an, daß Bach Parvenu ist und kein Vermögen hat. Aus seiner Ministerstellung verdrängt, sinkt er, ohne Vermögen, ohne Familienanhang, in das vollkommenste Nichts zurück. Kurz, Bach wurde gewonnen; das Konkordat wurde dem Kaiser „unterbreitet.“

Das Gespräch wendet sich auf Napoleon III.; da wird es für Erbach (der den Herzog du nennt) ganz besonders interessant, und er fordert eine Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes.

Der Herzog: Das eigentlich charakteristische an Napoleon III. ist, daß er durchaus gar keine Phantasie hat; er sieht alles ungemein nüchtern an, auch die Gefahr, und darum imponirt sie ihm auch nicht. Die Phantasie vergrößert ihm nichts; auch die Gefahr nicht. Er ist so: wenn man ihm eine brennende Granate in die Hand giebt und ihm dabei sagt, in achtundfünfzig Sekunden werde sie plagen, dann denkt er: so! da habe ich also sechsundfünfzig Sekunden Zeit, sie mir zu betrachten, und dreht sie dann auch wirklich in der Hand sechsundfünfzig Sekunden lang herum, sie von allen Seiten zu besehen und wegzuworfen, wenn es wirklich nötig ist.

Überhaupt hat er durchaus gar nichts Geniales; im Gegenteil, er begreift ungemein langsam. Er weiß das auch selbst; wenn man ihm etwas vortragen soll, fordert er selbst auf: *Expliquez-moi cela bien, parlez lentement, je suis très-lent!* Man muß denn auch, wenn man ihm etwas begreiflich machen will, in seinem Vortrag sehr regelrecht, folgerichtig und methodisch zu Werke gehen, Schritt vor Schritt, von Stufe zu Stufe; man darf kein Glied überspringen in der Kette der Schlüsse, die einer aus dem andern folgen. Dabei wird man dann gleich gewahr, wenn er die Sache gefaßt und begriffen hat; denn in dem Augenblick geht eine sehr merkkliche Veränderung in seinen Gesichtszügen vor. Überspringt man dagegen ein einziges Glied in der Kette von Schlüssen, deren er bedarf, um auf den rechten Punkt zu kommen, dann ist es aus. Er verliert dann den Faden und kann nicht weiter folgen; er wird zerstreut, sein Blick leer und unsicher umherschweifend; er hört nicht mehr auf das, was für ihn keinen Sinn mehr hat.

Mit diesem Phlegma, diesem Mangel an Phantasie, dieser Leidenschaftlosigkeit scheint er ganz unverwundbar; und dennoch hat er eine Achillesferse. Er hat das Gefühl, daß er ein Parvenü ist, glaubt sich sehr leicht als Parvenü behandelt und ist dann unverföhnlich beleidigt. Geht ein Fürst aus altanerkanntem Hause ganz unbesangen mit ihm um, wie mit seinesgleichen, so vermag er ohne weiteres sehr viel über ihn und kann ihn zu vielem bringen. Aber der rechte Ton ist gar schwer zu treffen! Es gehört eben die vollkommene Unbesangenheit dazu; eine zu große Familiarität verletzt diesen Napoleon den Dritten als Nichtachtung, ein zeremoniöses irgend steifes Wesen noch mehr. Er sieht darin mit Argwohn und Mißtrauen ein Zeichen, daß man ihn als Eindringling, als einen Fremden im Kreise der regierenden Herren und Fürsten behandelt.

Der Herzog hat daher der ersten Zusammenkunft Napoleons III. mit seinem Bruder, dem Prinzen Albert, aus der Entfernung mit großer Spannung zugehört. Das Zustandekommen des französisch=englischen Bündnisses

gegen Rußland hing von dem Erfolg dieser Zusammenkunft ab. Mißfiel dem Kaiser irgend etwas in dem Wesen des Prinzen-Gemahls, erregte irgend etwas seinen Argwohn, so war an ein Bündnis nicht zu denken. Doch wollte der Herzog seinen Bruder nicht warnen, um nicht eben eine Befangenheit zu veranlassen, die schädlich werden konnte. Die Sache lief aber sehr gut ab; Prinz Albert traf den richtigen Ton.

Die Kriecherei der Russen dagegen, der überschwengliche Weihrauch, den sie ihm streuten nach dem Kriege in der Krim, hat Napoleon III. „degoutirt,“ und darum ist aus der Annäherung zwischen Rußland und Frankreich auch nicht das geworden, was man vielfach wünschte.

Wir werden zum Thee in den Salon der Herzogin beschieden. Das Gespräch war eben wieder auf österreichische Verhältnisse gekommen. Ich sagte, indem wir in der Dunkelheit über den Schloßhof schritten: „Ich habe es aus dem Munde des Marschalls Dudinot (i. e. durch meinen Stiefvater), daß der Erzherzog Karl 1809 nach den unglücklichen Schlachten in Baiern bei Napoleon Schritte gethan hat, um Rheinbundkönig von Böhmen zu werden; ich möchte wissen, ob das wahr ist?“

Der Herzog: „Ja freilich ist es wahr! Und der Erzherzog Johann wollte König von Ungarn werden; darum kam er seinem Bruder bei Wagram nicht zu Hilfe.“

Im Salon Whistpartie des Herzogs, en trois mit einem mort: der Herzog, Alvensleben und ich. Um wenige Silber Groschen, es wird dabei geplaudert und das ganze nicht übermäßig wichtig genommen. Ich kündige gleich an, daß ich schlecht spiele, aber der Herzog kann es nicht um ein Haar besser. Die Damen machen samt den übrigen Herren am andern Ende cerele um die Herzogin.

Ich saß nachher noch lange mit Treskow — der mein Stubennachbar ist — und Samwer zusammen und mußte ihnen von russischen Zuständen und dem Kaiser Nikolaus erzählen, was sie außerordentlich interessirte.

9. August. Um sieben Uhr früh Thee in meinem Zimmer. Entschiednes Regenwetter. Man kann heute nicht auf die Jagd gehen; ich muß den Tag nützen, die Zwecke zu fördern, die mich eigentlich hergeführt haben.

Um zehn Uhr zweites gemeinschaftliches Frühstück im Speisesaal.

Ich benutze, ehe man sich zu Tisch setzt, einen Augenblick, wo ich mit dem Herzog in einer Fenstervertiefung alleinstehende, unsre Wahlen und überhaupt ernste Anliegen zu berühren. Er sagt, ich solle nach dem Frühstück zu ihm kommen in sein Kabinett. So habe ich denn auch ein tête-à-tête von mehr als zwei Stunden mit ihm.

Ich spreche zuerst von unsern Wahlen und setze auseinander, daß wir zwar das mögliche thun, daß aber ein vollständiger Erfolg doch kaum zu hoffen ist für diesmal. Die Junkerpartei hat sich in solcher Weise eingenistet, in

solchem Grade alle einflußreichen Stellen und Ämter in die Hände ihrer Partei gebracht, daß es nicht leicht ist, gegen die Macht anzukämpfen, die sie besitzt. Alle Landräte sind Leute der reaktionären Partei; die Bürgermeister der kleinen Städte sind ebenfalls wenigstens sehr geschmeidige Subjekte, die den Mantel nach dem Winde hängen und thun, was ihnen vom Landrat und Regierungspräsidenten befohlen wird. Überhaupt ist es nicht so leicht, eine komplizierte große Staatsmaschine aus dem Geleise herauszuheben, in dem sie seit einer Reihe von Jahren durch alle möglichen Mittel erhalten worden ist; namentlich bei der jetzigen Unsicherheit unsrer Zustände. Die Wahlen werden jedenfalls so ausfallen, daß sie uns vor weitem Rückschritten bewahren, und die Möglichkeit gewähren, für die nächste Legislaturperiode vollkommen befriedigende Wahlen vorzubereiten. Mehr aber ist für diesmal mit Sicherheit nicht zu erwarten.

Sehr wichtig ist nun aber zunächst, daß man auch in England die Sachlage so sieht, wie sie wirklich ist; nicht zu viel von den gegenwärtigen Wahlen erwartet und nicht infolge dessen, wenn sie nicht ganz den hoch gespannten Erwartungen entsprechen, auch dies teilweise Mißlingen wieder überschätzt; nicht daraufhin das Vertrauen zu Preußen und die Hoffnung auf Preußen verliert; nicht den Gedanken aufgibt, in Preußen Englands Stütze auf dem Festlande zu suchen.

Ich fordre den Herzog auf, der Königin Viktoria, seinem Bruder Albert und den englischen Staatsmännern, die er demnächst sehen wird, auseinanderzusetzen, daß diesmal ein vollständiger Erfolg nicht zu erwarten ist; daß ein teilweises Mißlingen aber auch gar nichts für die Zukunft beweist, wenig auf sich hat im ganzen, und die Politik Englands in Beziehung auf Preußen nicht bestimmen darf. Der Herzog verspricht mir das, nachdem er sehr aufmerksam zugehört hat.

Weniger Glück habe ich mit meinem zweiten Anliegen. Ich spreche von dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm. Der ist sehr liebenswürdig, hat manche schöne Eigenschaften, zeigt hin und wieder, daß er den Übermut der Junkerpartei nicht duldet; aber er lebt sorglos, beschäftigt sich mit den Interessen, die eben der Augenblick bringt. Einfluß auf ihn kann nur der Herzog üben, der als Onkel, wie wir alle wissen, das volle Vertrauen der Prinzessin Viktoria besitzt.

Jeder Versuch wäre durchaus vergeblich, erwiderte der Herzog.

Der Herzog fragt nach dem Benehmen des Prinzen Friedrich Wilhelm in Schlesien, nach meinen Beziehungen zu ihm, nach meiner Denkschrift über den Kaiser Nikolaus, die auf den Prinzen von Preußen Eindruck gemacht hat, will aber auch nicht sagen, durch wen er davon gehört hat. Findet es bedenklich, daß die Prinzessin von Preußen eine Abschrift behalten hat. Fragt, ob auch der junge Prinz diese Denkschrift gelesen hat? Ich: Er sagt ja! Die

Prinzessin von Preußen hat ihm ihre Abschrift geschickt und ihm empfohlen, sie zu lesen.

Der Herzog spricht auch von dem Prinzen Friedrich Karl, läßt sich erzählen, wie und weshalb der sein Kommando verloren hat, und wundert sich über die Geschichte.

Welche Gelegenheiten hat Friedrich Wilhelm IV. aus den Händen gelassen! Darüber erfahre ich neues! Als im Jahre 1854 daran gearbeitet wurde (unter Alfred Pourtalès), Preußen im Verein mit Österreich und den Westmächten zum Krieg, wenigstens zu einer kriegerischen Demonstration gegen Rußland zu bewegen, reiste der Herzog viel zwischen den verschiedenen Höfen hin und her, um die Sache zu stande zu bringen. Der Plan war im allgemeinen fertig. Eine österreichische Armee von vier Armeekorps, in Galizien aufgestellt, wollte der Kaiser Franz Josef in Person befehligen. Im Norden sollten vier preußische Armeekorps unter dem Prinzen von Preußen auftreten. In der Mitte zwischen beiden (also in Schlesien?) zwei deutsche Bundeskorps unter den Befehlen eben des Herzogs von Koburg selbst. Griesheim entwarf den Operationsplan für das preußische Heer. Der österreichische Feldzeugmeister Heß sollte das Ganze leiten.

Der Herzog meint, es wäre gar nicht zum Kriege gekommen. Der Druck wäre so gewaltig geworden, daß Rußland unbedingt nachgegeben hätte. (Das ist die Frage.)

Der Preis, der für eine solche kriegerische Demonstration Preußens geboten wurde, war sehr hoch. England überließ das Geschäft, für diesen Bund zu werben und zu kaufen, den Preis festzustellen u. s. w., durchaus und sehr gern der französischen Regierung. Von dieser, mit Englands Zustimmung beauftragt, kam der Herzog nach Berlin und bot für Preußens Beitritt zum Bunde: man wolle die neue Erbfolgeordnung in Dänemark und den Gesamtstaat wieder aufheben, die weibliche Erbfolge in Dänemark, die männliche in den Herzogtümern herstellen, die Trennung der Herzogtümer von Dänemark herbeiführen, Schleswig und Holstein ganz mit Deutschland vereinigen. (Daß Flensburg deutsche Bundesfestung wurde, Eckernförde Bundeshafen, und daß beide Orte preußische Besatzung erhielten, verstand sich darnach von selbst.) Der König geriet in die äußerste Verlegenheit, besonders da die Königin nicht zur Stelle war, und er sie nicht fragen konnte, was er zu thun habe. Der Herzog erklärte: Das sei er beauftragt zu bieten; als guter deutscher Patriot aber könne er dem König im Vertrauen sagen, Preußen könne noch mehr fordern, und das werde eben auch bewilligt werden. Der König könne geradezu Schleswig und Holstein und ihre Einverleibung in den preußischen Staat verlangen, sie werde zu Paris und London auch zugestanden. Der Augustenburger lasse sich mit einem Teil der Domänen abfinden; das wisse er (der Herzog). Wenn er nach Paris telegraphire: „Preußen verlangt

Schleswig und Holstein für sich," erhalte er umgehend die Antwort: C'est bien! Das wisse er, und könne dafür bürgen.

In höchster Verlegenheit ging der König im Zimmer auf und ab. Am Ende blieb er vor dem Herzog stehen und verlangte als Preis für Preußens Beitritt zu dem Bunde Hannover! (Sein Verstand sagte ihm, daß ein König von Preußen solche Anerbietungen nicht ablehnen darf; aber er hat nicht die Entschlossenheit, etwas zu wollen und zu wagen, und möchte gern aus dem Handel kommen, ohne daß er zu Thaten gezwungen werde, und ohne daß man ihm nachsagen könne, er habe abgelehnt; da verlangt er mit Berechnung etwas unmögliches, damit sich die Sache zerschlägt!)

Darauf gab es natürlich keine Antwort. Diese Forderung konnte gar nicht nach Paris und London gemeldet werden. Später fragte dann der König durch den Telegraphen in Petersburg an, was er antworten solle!

Der Herzog giebt zu verstehen, daß die Welt alle diese Dinge dereinst sehr genau erfahren werde, d. h. daß er Memoiren schreibt.

(Schluß folgt)



## Dichtende Frauen



ein Gott! Wie ernst doch die Frauen die Liebe nehmen! Dieses Wort schnappte ich jüngst an einem Tische wohlweiser Politiker auf, der in meinem Junggesellenspeisezimmer allabendlich zwischen der sechsten und zehnten „Halben“ die soziale Frage zu lösen pflegt. Weiß Gott! meinte mein Freund und Leidens-, wollte sagen Speisegenosß, weiß Gott, das ist einmal eine politische Bemerkung! Die erste, die man von da drüben gehört hat.

Mir fiel diese politische Bemerkung wieder ein, als ich jüngst den Stoß Bücher durchsah, die der Zufall, wenn es einen solchen giebt, auf meinem Schreibtisch zusammengeweht hatte. Fein broschirte, aber doch recht stattliche Bändchen! Lauter Verse! Höchst unpolitisch. Lauter Frauenzimmerverse! O weh! Und natürlich lauter Liebe? Natürlich lauter Liebe! Wo steckt da die Politik?

Ich weiß nicht! Aber mir ist vor diesen Druckseiten ohne Zahlen, ohne fettgedruckte Parteischlagwörter und parlamentarische Zwischenrufe politischer zu Mute geworden, als vor zehn Bänden Reichstagsverhandlungen und hundert Jahrgängen „begründet von Eugen Richter.“ Was heißt das, wenn Frauen dichten? Zunächst nichts weiter, als daß sie Verse machen, wie ein Manns-